Das Scherflein

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 51

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646035

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

nannte, war die feste und unwandelbare Abneigung gegen die Bewohner des Nachbardorfes. Die Streiche, die er gegen die verhaßten Kasparhubeners spielen geholfen, gab er herzlich gern zum besten. „Einzig die Geschichte von der großen Schlägerei an der Schonener Kilbi mußte ihm Heinrich jedesmal förmlich abkaufen, die bekam er, auch wenn's gut ging, nur einmal im Jahre zu hören. Aber der Vater brauchte nur seine harte, lederfarbene Werkhand mit einer gewissen Absichtlichkeit wie ein Kampfandenken aufs Knie hinzulegen, dann lebte Heinrich in scheuer Betrachtung dieser Hand mit dem verkrümmten, um ein Glied verkürzten Kleinfinger das aufregende Ereignis mit allen Einzelheiten vom ersten bis zum letzten Augenblick durch und bereicherte und befestigte sein Wesen mit verschwiegenen Vorsätzen." Das sind so mit innerer Entwicklung straff gefüllte Sätze, so anschauliche Bilder, daß nur ein großer, echter Künstler sie geschrieben haben kann.

Auch darin offenbart sich der starke Künstler, daß er seine Gestalten am Zügel hat, daß sie unter seiner schöpferischen Hand werden, sich entwickeln. Noch nie ist dem Dichter dieses Schöpferwerk gelungen wie in seinem letzten Buche. Ich rechne ihm das als seine Meisterleistung an, wie er seinen Heinrich Lentz durch die Wirrnisse des Lebens führt und ihn hinabtaucht in die Tiefe der Demütigung, so wie das sein „Karakter" d. h. sein Eigenwille notwendig macht, um ihn, der im Laster des Trunkes und des Hasses halb verkommen, heraufzuheben und zu einem stillen Menschenglück zu führen. Es ist diese Entwicklung eine Art Menschwerdung, und zwar von erhebender Art, wenn sie auch nur ein unscheinbares Bäuerlein betrifft. — Und eine ähnliche Menschwerdung hat die Sabine Bucher erlebt, ein rassiges, in ihrer Art seelisch schönes Weib. Die Frau vertritt auch bei Huggenberger das positive Prinzip. Die Sabine Bucher tritt als neue hinein in die lange Reihe der lobens- und liebenswerten Huggenbergerschen Frauengestalten.

Ebenfalls ein Roman ist Zahns diesjähriges Buch. Wenn der Liebhaber von geschehnis- und abenteuerreichen Romanen bei „Heinrich Lentz" nicht auf seine Rechnung kommt, so wird ihm dafür „Die Liebe des Severin Imboden" besser behagen. Zahn weiß, was er dem Roman schuldig ist. Diesen Kunstbegriff allerdings im alten Sinne der Romantik erfaßt, die das Abenteuer, die merkwürdigen Begegnungen, die Reise in die Ferne, die dumpfe Schwüle der Versuchung, das Kraftstück des Helden nicht missen will. Zahn weiß, was er seinem großen Leserkreise schuldig ist: einen Helden, über den man sich den Kopf zerbrechen muß, der einem abstößt und doch wieder wunderbar anzieht, ein Riese an Körperkraft und ungebändigtem Willen; dazu schnell in der Liebe wie ein Kind, wankelmütig in der Treue, reumütig nach begangener Missetat, ein Unglücklicher, der am Uebermaß der begangenen Sünden zu Grunde geht, wie eine göttliche Weltordnung das will. Er weiß, daß zu einem solchen Helden schöne, aber schwache Frauen gehören und daß die geringste unter diesen, die Schäferstochter, am See Luce, droben auf der unwirtlichen Alp, auf einen solchen Helden den stärksten und nachhaltigsten Eindruck ausübt. — Ich vermag Ernst Zahns neuesten Roman nicht als Kunstwerk im Sinne des Huggenbergerschen zu erkennen. Zahns Gestaltungskraft zeigt sich hier zu stark an der Oberfläche, seine Menschen sind mir zu sehr konstruiert. Fast möchte ich sein Romangebäude mit einem modernen Hausbau vergleichen, der allen Komfort in eine schöne Berggegend trägt, zu dessen Fenster aber fremde Bewohner kalt und fremd herausschauen. Reinharts und Huggenbergers Erzählen dagegen blickt mich an wie ein heimeliges Schweizerhaus, dessen blanke Fensterchen unter einem hübschen Giebelerker oder einem freundlichen Vordach hervor schimmern, und vertraute Menschen gehen aus und ein, die wie wir fühlen und handeln.

H. B.

Die Wunder der Kirschwerdung.

(Aus „Die Geschichte des Heinrich Lentz" von Alfred Huggenberger.)

. . . . Solche Stunden des Aufgelegtseins stellten sich in der Regel ganz unerwartet ein. Vor allem pflegte die Kirschenreife sie zu bringen, die in Martis Jahr ausgesprochen die hohe Zeit bedeutete. Auf der obern Einfangwiese, von der aus man Dorf und Höfe und sogar einen Teil der Kasparshuber Gemarkung bequem überschauen konnte, besaß er einen stattlichen Kirschbaum, gewissermaßen die Krone seines kleinen Besitztums. Wenn es auf den Sommer ging und die hochbegehrten Früchte sich langsam zu röten und nach und nach dunkel zu färben begannen, stieg der Lentzenmarti jeden lieben Tag einmal hinauf, um seine Sinne an dem Wunder der Kirschenwerdung zu weiden. In seinem Leben zählten recht eigentlich nur die vollen Kirschenjahre mit. „Man ist dem innern Menschen doch auch etwas schuldig," pflegte er zu sagen, wobei er unter dem innern Menschen nicht etwa die unedeln Eingeweide verstand. „Brot und Kartoffeln kann jeder auf den Tisch bekommen, auch wenn er nicht über einen Schuh breit Land zu regieren hat. Sogar Gesottenes und Gebratenes. Aber so, wie ich mir die Welt ansehe, hat es einer erst dann zu etwas gebracht, wenn er jedes Jahr einmal zwei Wochen lang, wann immer ihn die Lust ankommt, Sonntags oder Werktags, auf seinen eigenen Baum steigen und Kirschen essen kann, so viel als ihm gut dünkt und er in die Haut hineinbringt. Wohlverstanden, auf seinem eigenen Baum, von dem ihn weder Freund noch Feind wegweisen darf. So einer ist noch nie an unreinem Blut gestorben, denn das weiß doch ein Kind, daß baumgepflückte Kirschen, halt weil man da gleichsam den Sonnenschein mithinunterschluckt, den Doktoren den Verdienst schmal machen."

Heinrich freute sich jeweilen schon lange vorher auf die Kirschentage. Nicht bloß wegen des süßen Gaumentrostes, sondern weil da der Vater fast immer den Sonntagsmenschen anhatte. Es war eine herrliche Sache, nach dem in luftiger Höhe neben den Vögeln des Himmels eingenommenen Mahl auf dem Rasenbänklein im Schatten des gastlichen Baumes zu sitzen und den Leuten auf dem Felde beim Schaffen zuzusehen.

„Die dahinten haben ihre Kirschbäume umgehauen," fing dann der Marti etwa mit einer geringschätzigen Kopfbewegung nach der Kasparshuber Seite hin zu philosophieren an. „Sie sagen, sogar ein Holzapfelbaum bringe mehr Geld als so ein unnützer Bodenaussauger und Starentrost. An die Gesundheit denken die natürlich erst, wenn sie krank sind. Und weil in ihren Köpfen ein Rädlein ausgerenkt ist, so können ihre Gedanken nur immer den gleichen Umgang nehmen. Wenn einer eine Kuh hat, so will er zwei. Derlei Leute muß es auch geben, damit ihrer von allen Sorten sind. Aber nachzumachen braucht man ihnen nichts."

□ □ Das Scherflein. □ □

Armut ist das sonnenreine
Lächeln einer Kindesseele,
Ist das scheue Umsichblicken
Auf dem Weg zu Schuld und Fehle.

Armut ist die blinde Scherbe,
Die dein eigen Antlitz spiegelt:
Gold und Seide, beid' sind untreu
Und der Zukunft Buch versiegelt.

Sieh in jedem Gramgesichte
Ahnend Blut von deinem Blute!
Nur wenn Liebe ganz es einhüllt,
Kommt dein Scherflein dir zugute.

Alfred Huggenberger.

Nachdruck aller Beiträge verboten.